

Sicherheit und Abgrenzung zu finden sind, so muß notwendigerweise der zeichnerische Geist seinen Geist aufgeben. Sein Betätigungsfeld ist verloren gegangen. Wenn Liebermann sagt: »Zeichnen heißt weglassen,« so ist das für ihn und Gleichgesinnte unzweideutig und richtig, für die neue Generation beleuchtet es mit prophetischer Ironie die Situation von Heute und Morgen. Die Liebermann'sche Behauptung ist ein geistreiches Paradoxon. Zeichnen aber heißt: nichts weglassen. Das ist die Einstellung des Zeichners, der weder Impressionist, noch Ausdruckskünstler ist, sondern Zeichner. Zeichnen heißt studieren, nicht andeuten. Aber was soll man studieren? Es ist ja alles fragwürdig. Ingres konnte noch studieren. Ihm war ein Gesicht ein Gesicht, eine Hand eine Hand. Den Heutigen wird das Gesicht zu einer zerklüfteten Gebirgslandschaft mit Seen und Flußläufen, die Hand ist nicht mehr Hand, sie ist ganz Gebärde geworden, ist Entsetzen, ein Spinnennetz, eine Anklage, ein Schrei — eine Hand niemals. Menzel konnte noch mit ruhiger Sicherheit sagen: »So sehen wir aus.« Für ihn war es eine unumstößliche Gewißheit, daß wir so aussehen. Er konnte auch als Juror auf eine Landschaft zugehen und sagen: »Diese Stelle hier ist falsch.« Die übrigen Juroren lehnten selbstverständlich das Bild für die Ausstellung ab, weil etwas daran falsch, d. h. nicht richtig gezeichnet war. Diese richtige Zeichnung war der Fels, auf den das Haus »zur guten Kunst« gegründet war. Der Fels ist zerbröckelt, das uferlose Meer der Empfindung hat ihn weggespült. Die Kunst war bisher eine Dienerin gewesen. Sie diente den Fürsten, der Kirche und vermögenden Privatleuten. Zumeist handelte es sich um Porträts. Der Künstler mußte malen ohne Umschweife, er sollte schildern, er sollte ein repräsentativ wahres, also mit Anstand geschmeicheltes Dokument schaffen. Auch die Landschaften waren Dokumente in diesem Sinne. Wien mußte Wien sein und bleiben. Es durfte ein klein wenig veredelt werden. Das gab auch dem Bild die Haltung, die die gebildeten Menschen hatten. Wir sind diesen Künstlern heute sehr dankbar, sie erhalten uns ein Stück wertvoller Vergangenheit lebendig. Und wenn sie auch eine Nuance harmloser färbten, sie waren doch treue Chronisten und sich keiner Unredlichkeit bewußt. Auch eine Darstellung der Hölle mußte richtig sein. Sie mußte der Vorstellung entsprechen, die erlaubt und gültig war. Heute ist die Kunst Herrin geworden: unumschränkte Herrscherin auf ihrem Gebiete. Aber das Gebiet ist leider eine — Wüste. Heute, wo den

absolutistischen Gewalthabern keine Daseinsberechtigung mehr zukommt, wirft sich eine Magd, die früher trotz ihrer Schönheit meist vom Mitleid gelebt hat, zur Königin auf. — Man lacht über die eingebildete Schöne. Als Magd hatte man sie ernster genommen. Diese Herrscherin über Hungerleider verdankt ihr unfruchtbares Königreich dem Verfall der Zeichnung.

Die Zeichnung war die Kontrolle. Sie war das Nachprüfbar. Sie war für den Maler das, was zuerst und vor allen Dingen gelernt sein mußte; daran konnte der Lehrer die Begabung ermessen, konnte den Grad des Talents ablesen. Das zeichnerische Können bestimmte die Höhe der Aufgabe, die dem jungen Künstler zugetraut wurde. Wenn der Maler andere Farben anwandte, als der Laie erwartet hatte, so war das nicht so schlimm. Einem Künstler entschuldigte man von jeher vieles. Doch die Zeichnung mußte stimmen. Ein als Malerei noch so gutes Porträt ist kein Porträt, wenn die Ähnlichkeit nicht vorhanden ist. Es kann ein Kunstwerk sein, es kann souverän sein. Als Dokument, als Porträt ist es wertlos. Das Porträthafte, die Treue den Dingen gegenüber, erweckt stets Vertrauen. Es war vielleicht ein Irrtum der alten Künstler, daß sie die Treue den »Dingen gegenüber« für die Treue der »Kunst gegenüber« hielten. Es gibt eine große Anzahl von Gemälden, die uns vielmehr durch das Vertrauen fesseln als durch die Kunst, mit der sie gemalt sind. Der Verfasser, der wissen möchte, wie Goethe aussah, nimmt die Gesichtszüge des Bildes in sich auf; wie die Farbflecken gruppiert sind, ob es naß in naß gemalt, lasiert oder gespachtelt ist, fällt ihm erst auf, wenn es ihn stört. Beachtet er aber die Malerei als Mache gar nicht, so hat das Gemälde diesem Betrachter gegenüber seinen Zweck erfüllt. (Wisset, daß man den Künstler erst dann recht lobt, wenn man über seinen Werken sein Lob vergißt. Lessing.)

Alle diese Dinge, ähnliche Porträts, Stadtansichten, überhaupt Bilder, die einen Zweck haben, werden ja noch immer gemalt, aber von wem? — Wenn wir von einigen wenigen Ausnahmen absehen, sind das heute Aufgaben für Routiniers. Die saubere Handwerklichkeit Kriehubers, die künstlerische Sachlichkeit und Liebenswürdigkeit R. von Alts, Gärtners Gewissenhaftigkeit, Hummels schrullenhafte, aber doch sympathische Pedanterie haben sich da, wo verwandte Erscheinungen heute noch auftauchen, in charakterlose und stilllose Süßlichkeit verwandelt. Das ist kein ehrliches Dienen mehr, das ist ein widerliches